

Auschwitz grundlegend veränderte. Erst jetzt wurde Auschwitz zur Chiffre für den Massenmord an den europäischen Juden. Doch noch vor Beginn dieses Prozesses 1963 hatte Langbein einen beruflichen und persönlichen Rückschlag verkraften müssen. Die sich bereits seit Beginn der 1950er Jahre abzeichnenden politischen Differenzen zwischen ihm und der KPÖ hatten 1958 zu seinem Ausschluss aus der Partei geführt. Dies unterminierte auch seine Position im IAK. Den meisten Mitgliedsverbänden aus Osteuropa galt er fortin als „Parteifeind“, und nach den sich radikalierenden Angriffen gegen ihn verlor er 1960 schließlich seine Funktion als Generalsekretär; 1961 schloss man ihn auch aus der IAK-Leitung aus. Die Verlegung des Generalsekretariats von Wien nach Warschau symbolisiert, dass in der Folgezeit der polnische Verband das IAK dominierte. Langbein blieb zwar Sekretär der Österreichischen Lagergemeinschaft Auschwitz bzw. des 1963 gegründeten Comité International des Camps, musste seinen Lebensunterhalt aber nun als Schriftsteller und Publizist verdienen, was zunächst nur unter Mühen gelang. Auch seine Position in den Auseinandersetzungen um die Entschädigung der Opfer bzw. die Strafverfolgung der Täter veränderte sich, da Langbein nun nicht mehr für einen internationalen Verband sprach, sondern im Grunde als Privatperson. Wegen seiner KZ-Haft und seiner langjährigen Tätigkeit in den Verbänden der Überlebenden erkannten viele ihn jedoch als Experten an. Seit den 1970er Jahren wirkte Langbein zudem in Schulen und verschiedenen Einrichtungen der Erwachsenenbildung, um dort über seine Erfahrungen in Auschwitz zu sprechen. So wurde er allmählich zum Prototyp des Überlebenden, den man heute „Zeitzeuge“ nennt. Hermann Langbein starb 1995 in Wien.

Es ist auch und vor allem dem nachdrücklichen Einsatz der Verfolgtenverbände und einzelner Personen zu verdanken, dass die in den KZ begangenen Gräueltaten in der Öffentlichkeit nicht vergessen wurden, sondern im Gegenteil die Erinnerung daran seit geraumer Zeit zum politischen und kulturellen Selbstverständnis der Bundesrepublik und Österreichs gehört. Wie genau – und wie konfliktreich – dieser Prozess verlief, zeigt S. exemplarisch an Langbein und dem IAK. Das verdienstvolle Buch bietet eine Fülle von Informationen über Langbeins Leben und Tätigkeit sowie die Aktivitäten des IAK und zeichnet die allmähliche Verschiebung der erinnerungspolitischen Paradigmen (vorwiegend in der Bundesrepublik) nach. Andererseits gelingt die intendierte Verzahnung von Biografie und Verbandsgeschichte, die der Untersuchung zugrunde liegt, nur zum Teil, da sich beides letztendlich nicht recht zu einem Ganzen fügen will.

Freiburg i. Br.

Karin Orth

Máté Tamáska: Kassa-vidék településképei. [Siedlungsbilder des Umlandes von Kaschau.] Kalligram. Bratislava 2013. 556 S., zahlr. Ill. ISBN 978-80-8101-620-2.

Der Rezensent muss mit einem Geständnis beginnen: Er kennt den Gegenstand des Buches von Máté Tamáska, das Umland von Kaschau (slowak. Košice, ung. Kassa), nicht aus eigener Anschauung, gedenkt aber das Buch als Anregung dafür zu nehmen, diese Lücke zu schließen. Wohl kennt er die unmittelbar auf ungarischer Seite anschließende südliche Hälfte der Landschaft des Cserehát-Rückens, die Nordhälfte war für ihn bisher allerdings *terra incognita*. Als zweites bekennt der Rezensent, bereits beim Titel in ein terminologisches Problemfeld geraten zu sein. Wörtlich übersetzt, könnte man den Titel mit „Siedlungsbilder des Umlandes von Kaschau“ wiedergeben – der Terminus „Siedlung“ steht in Ungarn für alle Formen dauerhafter menschlicher Ansiedlungen, im Deutschen wäre es vermutlich besser, von „Ortsbildern“ zu sprechen.

T. gliedert sein Werk in zwei Hauptteile: Der erste Teil befasst sich mit der „Lage des [baulichen] Erbes“ des südlichen und westlichen Umlandes von Kaschau (nach Darstellung des Vf. hätte der gesamte Umgriff das Forschungsprojekt deutlich überdehnt), während der zweite Teil ein „Landschaftskataster“ und ein „Siedlungslexikon“ enthält. Der methodologisch orientierte erste Teil gliedert sich seinerseits in zwei Datenmengen (wie T. sie bezeichnet) – die morphologische Beschreibung und die Analyse der Veränderungen

des sozialen Hintergrundes des Ortsbildes. Der Vf. legt Wert auf die Feststellung, dass er sich dem Ortsbild von der Gegenwart her nähere, es handelt sich mithin nicht um eine Denkmaltopografie. Die ländlich-kleinstädtische Architektur, so T., sei „seit einem halben Jahrhundert tot“ (S. 11) und die Kontinuität zwischen den bäuerlichen und den heutigen Lebensverhältnissen abgerissen. Dies sei vor allem der forcierten Industrialisierung des Umlandes von Kaschau zuzuschreiben. Als Zeitgrenze für den Modernisierungsschub, der zum Abreißen der Kontinuität geführt habe, gibt der Vf. das Jahr 1960 an – in dieser Rigidität sicherlich etwas übertrieben, es stimmt aber recht gut mit dem Beginn des industrialisierten Massenwohnungsbaus im damaligen sowjetischen Herrschaftsbereich überein.

T. teilt die Stadtregion Kaschau in den „dienstleistenden Norden“ und den „produzierenden Süden“ (S. 20) ein. Innerhalb des Verdichtungsraumes stellt er die Existenz einer „Mikroagglomeration“ aus den Orten Moldau (Moldava nad Bodvou, Szepsi), Untermetzenseifen (Nižný Medzev, Alsómecenzéf) und Tornau (Turňa nad Bodvou, Torna) fest, wobei ihnen jeweils die Funktion einer industriellen Satellitenstadt, eines traditionellen Kreisverwaltungszentrums und eines Schulzentrums zukommt – ein regionalplanerisch interessanter Befund in Hinblick auf die Teilung zentralörtlicher Funktionen.

Die Hauptachse der Verkehrsverbindungen der Region habe sich von der früheren Nord-Süd-Richtung – von der Zips nach Miskolc – nach Ost-West gedreht, sicherlich auch eine Folge der politischen Teilung der Region. T. misst insbesondere den Straßenverbindungen eine erhebliche Bedeutung im Ortsbild zu. Er unterscheidet den „fließenden Raum“ der modernen überörtlichen Hauptverkehrsstraßen von den traditionellen Landstraßen und den Nebenstraßen mit historischem Erscheinungsbild, begleitet von Alleen aus Obstbäumen. Damit verfolgt der Vf. insofern einen innovativen Ansatz, als Ortsbilduntersuchungen häufig an der Grenze der zusammenhängend bebauten Ortsteile enden.

Die Bevölkerungszahl des Untersuchungsraumes betrug 2001 rund 50 000 Personen und war 1950 – vor dem Industrialisierungsschub – mit rund 33 000 Personen über etwa 100 Jahre hinweg annähernd konstant. T. weist darauf hin, dass es neben den Wachstumsprozessen fallweise auch schrumpfende Siedlungsteile gibt – ein Prozess, der sich langfristig verstärken und zum planerischen Umdenken zwingen wird. Der Vf. vermeidet bewusst eine vertiefte Diskussion der ethnischen Verhältnisse des Untersuchungsraumes, da nach seinem Urteil „die nationale Identität im Umland von Kaschau viel zu labil ist, um sich darüber ein statistisches Bild zu machen“ (S. 35). Als einzigen morphologischen Niederschlag ethnischer Identitäten sieht der Vf. in der Zwischenkriegszeit eine „weiße“ ungarische und eine „bunte“ slowakische dörfliche Architektur. Ein leider stark verfallenes Denkmal der auch in diesem Raum Opfer des NS-Völkermordes gewordenen jüdischen Gemeinden ist die Synagoge von Veľká Ida (Nagyida).

T. setzt für die Zeit vor 1960 in einem Schema den Lageplan, die Grundstücksgrößen, die Eigentumsverhältnisse (Anteil der Allmende, des herrschaftlichen und des bäuerlichen Besitzes) sowie das Straßenbild in Beziehung zueinander und unterscheidet die „ständisch geprägte Kleinstadt“, das „Dorf mit Schloss“, das „homogene Bauerndorf“ und das „sich kapitalisierende Bauerndorf“ (S. 44). Erwartungsgemäß zeigt die Kleinstadt eher geschlossene Baustrukturen, das ortbildprägende Schloss setzt eine deutliche Dominante in der eher offenen Baustruktur, während die anderen Dorftypen allenfalls die Kirche als für gewöhnlich bescheidene Dominante aufweisen. Diese Betrachtung wird nach den geografischen Gegebenheiten differenziert (Dörfer in Tallage, am Zusammenfluss von Bächen usw.). Für die Zeit nach 1960 stellt der Vf. dar, welche siedlungsstrukturellen Auswirkungen gänzlich neue Elemente wie Großwohnsiedlungen, suburbane Einfamilienhausgebiete und Anlagen der nach sowjetischem Muster organisierten Großlandwirtschaft hatten. Zu Letzteren merkt der Rezensent als Stadtplaner an, dass dieses bauliche Erbe von häufig zweifelhafter Qualität in Form von Gewerbebrachen noch lange Kopfzerbrechen bereiten wird. Problematisch sind auch die Fälle, in denen traditionelle Ortskerne ihre zentralen Funktionen verloren haben.

Morphologisch interessant im Vergleich zum südlichen Nachbarland ist das Fehlen eines im Ungarn der 1960er bis 1980er Jahre weit verbreiteten Bautyps: des Zeltdachhauses. Während diese eher spießige Variante der „Villa“ aus dem 19. Jh. heute das Ortsbild der ungarischen Dörfer beherrscht und die Grundstücke mit ihren zwangsläufig schmalen verbleibenden Bauwischen funktional an den Rand der Unmöglichkeit bringt, ist in der Tschechoslowakei das Um-Sich-Greifen dieses Bautyps erfreulicherweise offensichtlich vermieden worden. Zutreffend beobachtet der Vf., dass gerade die früheren herrschaftlichen Schlösser mangels hinreichender Anpassungsfähigkeit an veränderte Nutzungen nach 1945 der am stärksten gefährdete Gebäudetypus waren, wobei der Rezensent hinzufügt, dass hierbei auch das Ausmaß an willkürlicher Zerstörung nicht übersehen werden darf.

Von den beschriebenen Gemeinden dürfte der deutschen Leserschaft noch am ehesten die Kleinstadt Untermetzenseifen geläufig sein. Diese Stadt mit ihrem langgestreckten, geschlossen bebauten Marktplatz entlang eines Straßenkreuzes mit der stadtbildprägenden Kirche im Mittelpunkt war bereits im Spätmittelalter ein Schwerpunkt der Besiedlung von Teilen der Region durch deutsche Handwerker – in diesem Falle überwiegend durch Hammerschmiede, die arbeitsteilig mit den bergbaulichen Rohstofflieferanten aus Obermetzenseifen produzierten. Da die Industrialisierung in den 1870er Jahren ins Stocken geriet, existierte diese handwerkliche Tradition weiter – vermutlich war das der Grund dafür, wenn auch von T. nicht ausdrücklich erwähnt, dass eine gründerzeitliche Überformung des Straßenbildes weitgehend unterblieb. Als Glücksfall für die Stadtgestalt erwies sich, dass eine Großsiedlung räumlich getrennt von der bis dahin bestehenden Stadt errichtet wurde. T. verschweigt auch nicht die stadtentwicklungspolitischen Probleme: die Gewerbebrachen und die Integration der „ein erhebliches demografisches Gewicht vertretenden Minderheit“ (S. 291) der Roma. Dem Vf. zufolge ist die offizielle Denkmalpflege eher an den Eisenhämmern als an der Stadtgestalt interessiert, das in seiner Geschlossenheit „zu den hundert schönsten der Slowakei gezählt werden darf“ (S. 291).

Eine andere markante Kleinstadt der Region ist Jossau (Jasov, Jászó), zusammengesetzt aus der Ansiedlung um das Prämonstratenserkloster (in seiner heutigen Gestalt aus dem 18. Jh.) und der bürgerlichen Gründung von Bergleuten. Beide – Jossau wie Untermetzenseifen – dürften aber als „Ausreißer“ in der eher ländlichen bis suburbanen Siedlungsstruktur gelten, die mit zahlreichen Lageplänen und Fotos umfassend dargestellt wird.

Das Buch von T. wendet sich eher an Spezialisten, gleichwohl kann es aber auch der „gelernte Mitteleuropäer“ ohne vertiefte Vorkenntnisse mit Genuss und Belehrung lesen. Dem Buch wäre eine slowakische Übersetzung zu wünschen, denn das sorgfältig bearbeitete Material kann durchaus als Grundlage für anstehende kommunalpolitisch-planerische Entscheidungen herangezogen werden. Es wäre schade, wenn slowakischsprachige Akteure aufgrund der Sprachbarriere von der Nutzung dieses Wissensfundus ausgeschlossen blieben.

Berlin

János Brenner

Berenika Szymanski: Theatraler Protest und der Weg Polens zu 1989. Zum Aushandeln von Öffentlichkeit im Jahrzehnt der Solidarność. (Theater, Bd. 43.) transcript. Bielefeld 2012. 303 S., Ill. ISBN 978-3-8376-1922-5. (€ 32,80.)

Der Begriff des Theatralen bzw. der Theatralität entwickelte sich spätestens seit den 1970er Jahren allmählich zu einem kulturwissenschaftlichen Grundkonzept, dessen enorme Produktivität und heuristische Leistungsfähigkeit 1995 mit der Einrichtung eines entsprechenden Schwerpunktprogramms der DFG (mit Teilprojekten zu den performativen Dimensionen von Kultur, Geschichte, Gesellschaft und Politik) bestätigt wurde. Auch die Theaterwissenschaftlerin Berenika Szymanski schließt mit ihrer Dissertation an dieses interdisziplinäre Forschungsparadigma an, um die öffentlichen Proteste in Polen zwischen 1980 und 1989 als Formen theatralen Handelns zu beschreiben. Sie analysiert damit den politischen Umbruch in Polen unter einem Aspekt, der in der zeitgeschichtlichen und der